

PREDIGT ZU HEBRÄER 13,14*

- Wermelskirchen, 17. November 2013 (Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

das ist heute ein guter Anlass, heute noch einmal die Jahreslosung aufzugreifen: Zum einen ist es immer ganz schön, wenn solch ein Wort nicht nur im Neujahrgottesdienst gehört wird und dann den Rest des Jahres als Kalenderspruch an der Wand hängt. Dazu ist es viel zu wichtig und auch zu tief Sinnig: *„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“*, heißt es im Hebräerbrief (13,14); dieses Wort begleitet uns nun schon einige Monate, und es wäre sicher interessant, einmal nachzufragen, wo und wie es uns im aktuellen Jahr wichtig oder auch fraglich geworden ist. Zum anderen ist gerade dieses Wort ausgesprochen treffend, wenn wir nachher die Ausstellung „Flucht und Vertreibung“ in unserem Gemeindezentrum eröffnen. Denn wer von Flucht redet, redet immer auch von Heimat, als verlorene, verlassene Heimat, als betrauerter oder aufgegebenen Ort der Sehnsucht. Wir haben Heimat, wir suchen Heimat, wir brauchen Heimat - und bleiben doch mit unserem Leben unterwegs, ohne „bleibende Stadt“. In dieser merkwürdigen Spannung, in diesem Spagat zu leben wird uns zugemutet, wenn wir der Jahreslosung auf der Spur bleiben. Folgen wir dieser Spur also heute morgen noch ein wenig weiter.

„Heimat“ – was genau bedeutet das eigentlich? Im Wörterbuch findet man dazu Erklärungen etwa in der Art: „Der Ort, die Gegend oder Landschaft, in der man aufgewachsen ist, aus der man stammt, wo man sich zuhause fühlt“ oder so ähnlich. Bei den meisten Menschen in unserer Gemeinde dürfte das relativ eindeutig sein: Die Gegend um Wermelskirchen herum, in der man mehr oder weniger ohne Unterbrechungen seit der Kindheit lebt. Im einen oder anderen Fall sogar noch genauer definiert durch einen bestimmten Ortsteil, eine Hofschafte oder ein paar Straßenzüge. Andere – und das erlebe ich bei Geburtstagen und Jubiläen häufig – schwanken auch nach fünf oder sechs Jahrzehnten noch: Da gibt es eine ferne Heimat – Ostpreußen, Schlesien usw. – und eine ‚neue‘ Heimat, in der man nun

schon seit vielleicht sechzig Jahren lebt und wo doch erst die Kinder so langsam anfangen, sich wirklich heimisch zu fühlen. In meinen Fall, mit knapp zehn Jahren Auslandserfahrung, könnte ich selbst gar nicht genau sagen, wo für mich Heimat ist, obwohl ich bei unserer Rückkehr aus Afrika schon deutlich gespürt haben, dass mir das Rheinland doch näher liegt als die anderen und teilweise sehr schönen Orte, an denen ich auch schon gelebt habe. Eine merkwürdige Sache also, dieses Gefühl von Heimat.

Wobei noch dazu kommt, dass uns dieses Gefühl für Heimat gar nicht in die Wiege gelegt wurde: Den größten Teil seiner bisherigen Geschichte verbrachte der Mensch nämlich unterwegs und in ständiger Bewegung! Als Jäger und Sammler haben wir – also der homo sapiens – es mehrere hunderttausend Jahre ganz gut ausgehalten ohne festen Wohnsitz, immer dem Wild hinterher und auf der Suche nach Wasserstellen. Die Sesshaftwerdung, das Bauen, Pflanzen und Wohnen, das haben wir erst viel später gelernt, und damit die Bedeutung von Städten, Staaten, von Grenzen und Reisepässen. Historisch gesehen sind wir also viel mehr Heimatlose, als wir das vermuten würden, und vielleicht steckt uns die Erinnerung daran ja doch noch tiefer in den Knochen als uns lieb ist. Oder sagen wir es so: Vor lauter Begeisterung über befestigte Städte und gemauerte Häuser mit Zaun und Garten vergessen wir leicht, dass die Bewegung unsere ursprüngliche Berufung war und am Anfang unserer Entwicklung steht. Aber in den vier Urlaubswochen des Jahres, wenn uns die Reiselust packt, dann bricht plötzlich so etwas wie die Erinnerung an unsere wandernden Vorfahren in uns durch, und wir ahnen, dass im Reisen und Wandern eine besondere Verheißung liegt.

Israel hat das in seiner Geschichte ganz ähnlich und intensiv erlebt. *„Mein Vater war ein umherziehender Aramäer, dem Umkommen nahe, und zog hinab nach Ägypten und war dort ein Fremdling mit wenig Leuten und wurde dort ein großes, starkes und zahlreiches Volk,“* heißt im 5. Buch Mose (26,5ff.). Man hat das ganz treffend als altes geschichtliches Credo Israels interpretiert. Aus einer versprengten Kleinfamilie wurde ein großer Stamm, ein Volk, das wiederum seinen Platz erst noch finden muss-

*: Und zur anschließenden Ausstellungseröffnung „Flucht und Vertreibung“ im Gemeindezentrum Markt

te und schließlich durch die Hand Gottes ins gelobte Land kommen durfte. Gerade dieses Bewusstsein – Gott hat uns dieses Land gegeben – macht dann den Verlust um so schmerzlicher, den Israel im Exil erleiden musste. Wir haben das eben im 137. Psalm ja sehr eindrücklich vernommen. Und von daher blieb auch nach dem Exil immer ein etwas gebrochenes Verhältnis zu Land und Heimat zurück, vielleicht das erste Mal in der Geschichte das Gefühl: Es ist nicht gut, wenn du dich zu sehr an einen Ort, ein Land, eine vermeintliche Heimat bindest. Etwas von dieser Spannung empfindet man bis heute im ganzen Hin und Her über die Bedeutung des Landes Israel für das Volk Israel, für die Juden. Wir sind noch nicht am Ziel, was wir vor Augen haben – und mag es uns noch so vertraut und angenehm sein – ist noch nicht das Letzte, Endgültige.

Diesen Vorbehalt jeder irdischen Heimat gegenüber hat der christliche Glaube von Israel geerbt. Unterwegs zu sein, auf Wanderschaft in einem tieferen, geistlichen Sinne, das spürt man den Schriften des Neuen Testaments noch an vielen Stellen ab. Gerade weil die frühen Christen das in der griechisch-römischen Kultur so offensichtlich vor Augen hatten: Große, ummauerte Städte mit geordneter Verwaltung, sicheren Straßen, Geschäfts- und Einkaufsvierteln und starken Herrschern, klingt es um so eindringlicher aus unserem Wort: Das ist nicht eure Heimat; das ist nicht eure Zukunft. Ihr solltet euch in dieser Welt besser nicht zu wohnlich einrichten. Eure Heimat ist bei Gott, und dahin seid ihr noch immer und immer wieder unterwegs. Keine andere neutestamentliche Schrift betont das so sehr wie der Hebräerbrief: Als Christen sind wir in dieser Welt nie ganz zuhause; wir sind unterwegs, wandernde Leute in der Nachfolge dessen, der zu Lebzeiten ebenfalls heimatlos und ungesichert war, wie wir es in der Lesung eben gehört haben.

Das ist im Verlauf der Kirchengeschichte nicht immer bewusst geblieben, und es ließ sich wohl auch kaum verhindern: Dass auch die Kirche sich in dieser Welt wohnlich einrichtete mit Gebäuden und Strukturen, die zweifellos ja auch viel Gutes bewirkt und Schönes erschaffen haben. Aber der kleine Stachel bleibt doch: All das ist nicht das Letzte und nicht das Wichtigste. Wir dürfen es gerne nutzen und froh sein, dass es das gibt. Aber ein wenig von diesem unruhigen Geist der ersten Christen tut uns von Zeit zu Zeit denn doch ganz gut, die Erinnerung, dass wir unterwegs sind,

noch nicht am Ziel, dass wir eine Zukunft vor uns haben. Und dass Gott beileibe nicht nur in Tempeln und Kirchen zu finden ist, sondern sich an den unverhofftesten Orten finden lässt, ja dass er selbst in dieser Welt unterwegs ist. Manchmal müssen wir dazu allerdings wieder neu aufbrechen – wenigstens in unseren Köpfen – um Gott neu zu entdecken. Das geht wohl nicht ohne eine gewisse Wehmut. Natürlich lieben wir das Vertraute, die Geborgenheit, eben: das Gefühl von Heimat, aber im Aufbruch steckt noch einmal eine besondere Verheißung, und im Unterwegs zeigt Gott sich noch stets von anderer Seite, so dass wir ihn und uns selbst neu kennenlernen.

Gönnen wir uns eine kleine Rast auf dem Weg und singen ein Lied.

- EG 648,1-3 (*Wir haben Gottes Spuren festgestellt*)

Das Wesen des Glaubens ist ein Wandern, ein Unterwegssein. Das klingt schön. Das klingt besonders schön, wenn es aus dem Mund eines Pfarrers kommt, der als Kirchenbeamter keine wirklichen Sorgen um Auskommen und Haus und Pension haben muss. Es ist immer ein bisschen wohlfeil, solch eine Meditation über das Leben im Aufbruch, wenn man selbst in gesicherten Verhältnissen hockt. Ganz anders sieht das plötzlich aus, wenn aus dem Gedankenspiel tödlicher Ernst wird.

Flucht, Vertreibung und Heimatlosigkeit gehören bis heute zur Realität dieser Welt dieser Welt. Die weltweiten Zahlen schwanken je nach Statistik und Definition, aber man befindet sich in guter Gesellschaft, wenn man annimmt, dass sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt auf dieser Welt mehr als 10 Millionen Menschen auf der Flucht befinden. Das ist mehr als die Gesamtbevölkerung von Schweden, Norwegen oder Finnland, das ist die gesamte Einwohnerschaft von Ruhrgebiet und Rheinland zusammengenommen! Wobei solche Zahlen immer noch recht abstrakt bleiben. Konkret wird es, wenn in den Nachrichten mal wieder Bilder auftauchen von verzweifelte Menschen in völlig überfüllten Booten vor den Küsten irgendeiner Mittelmeer-Insel oder von Menschenströmen nach einer Naturkatastrophe wie der auf den Philippinen vor wenigen Tagen. Menschen, die unterwegs sind – nicht weil sie das für ein malerisches Sinnbild des Lebens an sich halten, sondern weil sie – in den meisten Fällen – von blanker Not dazu getrieben werden. Menschen, die ein

ganzes Leben zurücklassen mussten, um ihr Leben mit nackter Haut zu retten. Menschen, die getrieben werden von der einen Hoffnung: Dass es irgendwo besser sein möge als dort, wo für sie einmal Heimat war.

Wir schaffen es in der Regel ganz gut, nach einem kurzen Schauer wieder wegzusehen und weiterzuleben. Das ist ein natürlicher Schutzmechanismus, um vom Elend anderer nicht verschluckt zu werden, auch deshalb, weil wir gar nicht abschätzen können, welche Konsequenzen es haben könnte, wenn wir uns von diesem millionenfachen Leid tatsächlich anrühren ließen. Ich sage das ohne Vorwurf, denn mir selbst ist diese Reaktion keineswegs fremd. Ich bin kein vorbildlicher Samariter; und manche Ausreden drängen sich auch bei mir ganz schnell vor die Regung des Mitgefühls und der Solidarität: Wer weiß ob sich unter den Flüchtlingsscharen an den Grenzen Europas nicht auch viele schwarze Schafe befinden, oder solche, die sich von naiven Versprechungen haben locken lassen? Fördert man das Schleusertum und die Ausbeutung nicht erst recht, wenn man die Grenzen öffnet? Gibt es nicht tatsächlich Kapazitätsgrenzen, wenn es um die Aufnahme von Flüchtlingen geht, jenseits derer man der Gesellschaft mehr schadet als nutzt? Und vor allem: Wenn es besonders die gesunden und motivierten, eventuell ausgebildeten Menschen sind, die sich auf den beschwerlichen Weg machen: Sind dann die Konsequenzen für deren Heimatländern nicht erst recht bedenklich? Soll man gerade deswegen nicht eher zum Bleiben auffordern und hoffen, dass sich dort etwas ändert, statt den Exodus noch zu unterstützen?

Wie gesagt: Ganz fremd sind mir diese Gedanken auch nicht, und vielleicht ist es besser, sich das ehrlich einzugestehen. Dann aber fällt mir sofort die eigenen Familiengeschichte ein (und hier mag jede/r von Ihnen eigene Erfahrungen einsetzen): Wo stände ich denn heute, wenn meine Großeltern, wenn mein Vater und seine Geschwister nicht aufgenommen worden wären, als sie völlig erschöpft und verzweifelt aus Ostpreußen in Schleswig-Holstein ankamen? Natürlich waren die Einwohner dort auch nicht begeistert über die Massen von Flüchtlingen nach dem Krieg, aber nach und nach hat man sich eben doch arrangiert und auf diese Weise den Vertriebenen eine neue Chance geboten, die sie dann eben auch genutzt haben. Ohne diese Chance, ohne die – manchmal zähneknirschende – Bereit-

schaft der Alteingewohnten sähe unser Land heute anders aus, keine Frage. Dafür bin ich dankbar! Und wie könnte ich auch nicht, denn wer weiß, ob es mich sonst überhaupt gäbe?

Flucht, Vertreibung, Heimatlosigkeit kann auch einen neuen Anfang bedeuten; der Verlust von Heimat hält immer auch die Hoffnung auf eine zweite Chance bereit. Nur: Da muss eben auch jemand sein, der mir diesen Neuanfang, diese zweite Chance gewährt, ob mit oder ohne Zähneknirschen, sicher nicht naiv und blauäugig, idealerweise mit einem sinnvollen Konzept und mit vernünftigen Rahmenbedingungen. Aber können wir ernsthaft Menschen verwehren, was viele von uns selbst dankbar in Anspruch genommen haben: Ein neue Chance?

Und noch etwas kommt hinzu: Nehme ich ernst, was ich im Evangelium höre und lese von der Heimatlosigkeit des Menschensohns, von seiner Flucht nach Ägypten über seine Wanderschaft auf den Straßen Galiläas bis hin zur Offenbarung seiner Gegenwart in den Kranken, Gefangenen, Einsamen und Entrechteten, dann sollte ich besonders auf der Hut sein, dass ich im Flüchtling nicht womöglich Gott selbst ablehne und zurückweise. Auch das ist nicht gemeint als romantische Verklärung einer schwierigen und komplizierten Situation, in der es keine simplen Lösungen gibt. Es ist aber eine heilsame Erinnerung daran, dass es der Kirche noch nie gut getan hat, wenn sie sich zu behaglich im Hier und Jetzt eingerichtet hat, wenn sie nur noch mit sich selbst beschäftigt war und ist, wenn es in ihr nur noch um Strukturreformen und Bestandssicherung geht. *„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“* – das bleibt eine Herausforderung: Jede Heimat ist für den Glaubenden nur Zwischenstation zu einem anderen, höheren Ziel, und auch von daher ein gutes Argument gegen Festungen und Bollwerke gegen dem Fremden.

Wer glaubt, bleibt beweglich. Wer glaubt, bleibt auch verletzlich und verwundbar, weil auf der Wanderschaft mancher Schutz wegfällt und das Unbekannte mir mitunter unangenehm nahe rückt. Wer glaubt, bleibt sensibel und empfindsam, schmerzempfindlich sozusagen – und zwar nicht nur für das eigene, sondern auch für das Schicksal anderer und für ihren Schmerz. Daran erinnert uns die Jahreslosung; daran erinnern uns die Bilder der Ausstellung, die wir nun gleich eröffnen werden, daran erinnert uns die Botschaft

vom menschgewordenen Gott in ihrer ganzen Tiefe. So können wir das Wort noch einmal hören, als Herausforderung und als Verheißung: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“. Damit sind noch nicht alle Fragen beantwortet, aber wer sagt denn, dass es der Sinn des Glaubens ist, auf alles eine Antwort parat zu haben? Nein, dieser Weg zeigt sich überhaupt nur, wenn man ihn geht. Gerade das ist Ausdruck des Glaubens: Unterwegs zu bleiben, offen, beweglich und gespannt auf das, was sich zeigen wird auf dem Weg, auf dem wir Gott als Mitreisenden immer wieder neu entdecken.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“

Psalm 137

Schmerz und Klage sind der Bibel nicht fremd, im Gegenteil: Auch die Trauer über Verlorenes hat ihren Platz. Vor allem, wenn es um das verlorene Heiligtum geht. So groß ist der Schmerz, dass er sich mitunter in wüsten Vergeltungsphantasien ergießt. Ist das unchristlich? Nun, auf jeden Fall ist es ehrlich und Zeichen der Hoffnung, dass die Übeltäter nicht ungeschoren davon kommen.

Der 137. Psalm beklagt den Verlust der Heimat und des Heiligtums in Israel. Manche seiner Verse sind voll bitterer Wut und in ihrer Härte schwer zu ertragen. Die Klage selbst aber ist durch und durch menschlich und richtet sich an einen Gott, dem Leid und Unrecht nicht egal sein können. Beten wir miteinander Verse aus dem 137. Psalm:

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.

Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande.

Denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserm Heulen fröhlich sein: »Singt uns ein Lied von Zion!«

Wie könnten wir des HERRN Lied singen in fremdem Lande?

Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte.

Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.

Gebet:

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater: Mitten im Leben der Menschen bist du gegenwärtig, in Freude und Feier ebenso wie in Trauer und abgründiger Not. Das Leid deiner Menschen ist dir nicht fremd, darum hörst du die Stimme ihres Klagens, auch das hemmungslose, untröstliche Weinen derer, die alles verloren haben.

Wir alle tragen Wunden mit uns herum, Leid, das wir erfahren haben, Schmerzen, die wir zu ertragen hatten, aber auch den Schmerz, den wir anderen zugefügt haben. Unsere Welt ist nicht friedlich, harmonisch und schön, und manchmal wird uns das brutal vor Augen geführt.

Du hörst das Schreien der geknechteten Kreatur und das leise Weinen der Enttäuschten. Du kennst auch uns und siehst, was wir auf dem Herzen haben. Wir sagen es dir in einem Moment der Stille ganz persönlich.

Herr, guter Gott: Was immer uns beschäftigt und bewegt, was immer uns umtreibt oder unsere Gedanken gefangen hält: Nimm es an dich und lass uns Frieden finden in dieser Stunde. Dein Erbarmen ist groß – dafür danken wir dir und loben dich in all unserer Schwäche und Bedürftigkeit. Amen.